

(Nachdruck verboten.)

58]

## Foma Gordsejew.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Brauner

Foma schwiwg eine Weile, warf den Kopf zurück und rief mit tonloser Stimme aus:

„Ist's denn möglich, daß der Mensch nur deswegen geboren wird, um zu arbeiten, sich Geld zu ersparen, Häuser zu bauen, Kinder zu zeugen und zu sterben? Nein, das Leben hat etwas zu bedeuten. Der Mensch wurde geboren, hat gelebt und ist gestorben . . . wozu? Es ist nötig, bei Gott, es ist nötig, daß alle sich darüber klar werden — wozu wir leben! Es ist kein Sinn in unserm Leben, es ist gar kein Sinn darin! Außerdem ist alles so ungleich, das sieht man auf den ersten Blick. Die einen sind reich und haben so viel Geld, daß es für tausend Menschen gereicht hätte, und dabei leben sie, ohne zu arbeiten . . . die andern beugen ihr ganzes Leben ihren Rücken bei der Arbeit und haben keinen Groschen. Und dabei ist der Unterschied zwischen diesen Menschen ganz klein . . . Mancher hat keine Beinkleider und spricht so, als wäre er in Seide gekleidet.“

Foma war von seinen Gedanken erfüllt und hätte sie noch lange auseinandergesetzt, aber Taras rückte seinen Sessel vom Tische weg, erhob sich und sagte leise und aufseufzend:

„Nein, ich danke! Ich mag nicht mehr.“

Foma brach kurz ab, zuckte die Achseln und blickte Ljuba lächelnd an.

„Woher hast Du Dir diese . . . Philosophie angeeignet?“ fragte sie nüchtern und trocken.

„Das ist keine Philosophie. . . Das ist . . . schon so . . . eine Qual ist's!“ sagte Foma halbblau. „Deffne die Augen und sieh Dir alles an, dann wird es Dir von selbst einfallen.“

„Jetzt hast Du Gelegenheit, Deine Aufmerksamkeit darauf zu richten, Ljuba,“ begann Taras, der dem Tisch den Rücken wandte und auf die Uhr sah, „der Pessimismus ist der angelsächsischen Rasse gänzlich fremd. Das, was man bei Swift und Byron Pessimismus nennt, ist nur der leidenschaftliche, heißende Protest gegen die Unvollkommenheit des Lebens und des Menschen. Man findet bei ihnen aber keinen kalten, passiven, überlegten Pessimismus.“

Dann wandte er sich zu Foma um, als hätte er sich plötzlich an ihn erinnert, legte die Hände auf den Rücken und sagte, indem er mit dem Fuß baumelte:

„Sie werfen da wichtige Fragen auf, und wenn das Sie ernstlich interessiert, müssen Sie manches lesen. Sie werden in den Büchern viele sehr wertvolle Betrachtungen über den Sinn des Lebens finden. Lesen Sie?“

„Nein,“ erwiderte Foma kurz.

„So!“

„Ich liebe das nicht.“

„So ist's! Die Bücher könnten Ihnen aber bei mancherlei helfen,“ sagte Taras, und ein Lächeln glitt über seine Lippen.

„Die Bücher? Wenn mir die Menschen bei meinen Gedanken nicht helfen können, werden es die Bücher um so weniger thun . . .“ antwortete Foma düster.

Er langweilte sich und fühlte sich in der Gegenwart dieses gleichgültigen Menschen unbehaglich. Er hatte Lust fortzugehen, doch zugleich wollte er Ljuba etwas Beleidigendes über ihren Bruder sagen und wartete, bis Taras aus dem Zimmer gehen würde. Ljuba wusch das Geschirr ab; ihr Gesicht war in sich gekehrt und nachdenklich, und die Hände bewegten sich langsam.

Taras ging im Zimmer auf und ab, blieb dabei vor den Glaskränken mit dem Silber stehen, pfiß, knipste mit den Fingern über das Glas und betrachtete die Gegenstände mit zusammengekniffenen Augen. Der Uhrpendel hüchelte wie eine breite grinsende Frage hinter dem Glas des Gehäuses vorüber und schlug eintönig die Sekunden. Foma bemerkte, daß Ljuba ihn ein paarmal fragend, feindselig und erwartungsvoll anblickte, und begriff, daß er sie störte und sie es nicht erwarten konnte, daß er fortging.

„Ich werde bei Euch übernachten,“ sagte er und lächelte sie an. „Ich habe mit dem Paten zu sprechen. Und dann ist es mit unheimlich, ganz allein zu Hause zu sein.“

„Also geh und sage Maruscha, sie soll Dir das Bett im Schlafzimmer herrichten,“ riet ihm Ljuba eilig.

„Das kann ich . . .“

Er erhob sich und ging aus dem Speisezimmer. Er hörte, wie Taras sogleich die Schwester leise nach etwas fragte.

„Ueber mich?“ dachte er. Plötzlich tauchte in seinem Kopf der böshafte Gedanke auf: „Es wäre nicht übel, zuzuhören, worüber die klugen Leute sprechen.“

Er lachte leise auf und ging lautlos auf den Fußspitzen in ein andres Zimmer, das auch an das Speisezimmer stieß. Es war kein Licht darin, und nur ein schmaler Lichtstreifen, der durch die nicht ganz geschlossene Thür aus dem Speisezimmer drang, lag auf dem dunklen Fußboden. Foma trat leise, mit klopfendem Herzen und mit einem böshafsten Lächeln dicht an die Thür heran und blieb stehen.

„Er ist ein schwerfälliger Burche,“ sagte Taras.

Jetzt ertönte Ljubas gesenkte Stimme, die eilig sprach:

„Er hat hier die ganze Zeit über ein liebliches Leben geführt. Er hat furchtbaren Unfug getrieben. Das hat bei ihm ganz plötzlich angefangen. Zuerst hat er im Klub den Schwiegerjohn des Vicegouverneurs durchgeprügelt. Der Vater hat sich große Mühe geben müssen, um den Skandal zu vertuschen, zum Glück hat es sich ergeben, daß der Durchgeprügelte ein Mensch von sehr schlechtem Ruf ist. Er ist ein Falschspieler und überhaupt eine verdächtige Persönlichkeit. Die Geschichte hat den Vater aber trotzdem zweitausend Rubel gekostet. Und während der Vater sich dieses Skandals wegen bemühte, hätte Foma um ein Haar eine ganze Gesellschaft in der Wolga ertränkt.“

„Ha—ha! So ein Ungeheuer! Und er beschäftigt sich noch mit der Erforschung des Lebenszweckes?“

„Einmal ist er mit einer Gesellschaft von derselben Sorte wie er selbst auf einem Dampfschiff gefahren, hat getrunken und sagt plötzlich zu seinen Begleitern: „Betet zu Gott! Ich werde Euch alle gleich ins Wasser schleudern!“ Er ist überaus kräftig . . . Sie fingen alle an zu schreien . . . Und er sagte: „Ich will dem Vaterland einen Dienst erweisen und will die Erde von gemeinen Menschen säubern.“

„So? Das ist geistreich!“

„Ein schrecklicher Mensch! Was für wilde Streiche er im Laufe dieser Jahre verübt hat! Wieviel Geld er verbraucht hat!“

„Sag' einmal, weißt Du nicht, unter welchen Bedingungen der Vater seine Geschäfte verwaltet?“

„Das weiß ich nicht! Er hat die unbeschränkte Vollmacht. Warum fragst Du?“

„So . . . Es ist ein solides Geschäft! Natürlich, es ist auf echt russische Art, das heißt unter jeder Kritik eingerichtet . . . Und es ist trotzdem ein ausgezeichnetes Geschäft! Wenn man sich damit ordentlich befaßt, kann es zu der ergiebigsten Goldgrube werden . . .“

„Foma thut rein nichts. Alles liegt in den Händen des Vaters.“

„So? Das ist vortrefflich.“

„Weißt Du, mir scheint manchmal, daß diese nachdenkliche Stimmung . . . diese seine Reden aufrichtig sind, und daß er sehr anständig sein kann. Ich kann aber sein skandalöses Leben mit seinen Worten und Urteilen nicht in Einklang bringen. Das kann ich unmöglich!“

„Es lohnt sich auch gar nicht, darum Sorge zu tragen. Er ist ein Flegel und ein Faulenzer — und sucht seine Faulheit zu rechtfertigen.“

„Nein, siehst Du, er ist manchmal wie ein Kind. Besonders war er früher so.“

„Ich habe ja gesagt, er ist in den Flegeljahren. Lohnt es sich denn, von einem wilden und ungebildeten Kerl zu sprechen, der es gar nicht verhehlt, daß er wild und ungebildet sein will? Du siehst ja, er urteilt ebenso, wie der Bär in der Fabel die Deichsel biegt.“

„Du bist sehr streng.“

„Ja, ich bin streng. Die Menschen verlangen es. Wir Russen lassen uns alle fürchtbar gehen. Zum Glück gestaltet sich das Leben so, daß wir uns, ob wir wollen oder nicht, allmählich strammer halten müssen. Die Träume sind für die Jünglinge und jungen Mädchen, ernste Menschen müssen sich aber mit ernstesten Dingen befassen.“

„Manchmal thut mir Zoma sehr leid. Was wird aus ihm werden?“

„Das geht mich nichts an. Ich glaube, es wird nichts Besonderes aus ihm werden, weder etwas Gutes, noch etwas Schlechtes. Er ist ein liederlicher Kerl. Er wird sein Geld verschleudern, wird sich zu Grunde richten, sonst nichts! Ach, lassen wir das! Solche Exemplare wie er sind jetzt schon selten. . . Jetzt versteht der Kaufmann die Macht der Bildung. Und er, dieser Bursche da, Dein Milchbruder, wird verkommen.“

„Das stimmt, mein Herr!“ sagte Zoma, indem er die Thür öffnete und auf der Schwelle erschien. Bleich mit gerunzelten Brauen und verzogenem Mund blickte er Taraf starr an und sagte tonlos:

„Das stimmt! Ich werde zu Grunde gehen, Amen! Wenn's nur bald wäre.“

Ujuba sprang mit erschrockenem Gesicht vom Sessel auf und lief zu Taraf hin, der die Hände in die Taschen steckte und ruhig in der Mitte des Zimmers stehen blieb.

„Zoma! O! Schäm Dich! Du hast gehorcht. Ach, Zoma!“ sagte sie verwirrt.

„Schweig! Schäm Dich!“ erwiderte ihr Zoma.

„Ja—a, es ist nicht schön, an den Thüren zu hocken!“ sprach Taraf langsam, ohne seinen geringschätigen Blick von Zoma zu wenden.

„Und wenn es nicht schön ist!“ sagte Zoma mit einer Geste der Resignation. „Ist es denn meine Schuld, daß man die Wahrheit nur auf diesem Wege zu hören bekommt?“

„Geh, Zoma! Bitte!“ sagte Ujuba, indem sie sich an ihren Bruder schmiegte.

„Haben Sie mir vielleicht etwas zu sagen?“ fragte Taraf ruhig.

„Ich?“ rief Zoma aus. „Was kann ich sagen? Nichts! Sie, Sie können ja alles.“

„Wir haben uns also nichts mitzuteilen?“ fragte Taraf wieder.

„Nein!“

„Das freut mich.“

Er wandte sich von Zoma ab und fragte Ujuba:

„Glaubst Du, daß der Vater bald zurückkehrt?“

Zoma blickte ihn an und fühlte, daß er diesem Menschen gegenüber etwas wie Achtung empfand. Dann verließ er bedächtig das Zimmer. Er hatte keine Lust, in sein großes, leeres Haus zu gehen, wo jeder Schritt ein lautes Echo weckte, und er ging durch die Straßen, die in die traurige, graue Dämmerung des Spätherbstes gehüllt waren. Er dachte an Taraf Majakin.

„Wie hart er ist! Ganz wie der Vater, nur ist er ruhiger. Er ist wohl ein ebenso geliebter Kerl. Und Ujuba hat ihn fast für einen Heiligen angesehen, die Närrin! Wie er mich abgefängelt hat! Als wäre er mein Richter. Und sie war gut zu mir.“

Aber alle diese Gedanken erweckten in ihm keinerlei Gefühle — weder das der Sympathie für Ujuba, noch das des Bekränktheits Taraf gegenüber. Er trug in sich etwas Schweres, Bedrückendes, das ihm unverständlich war. Es war in seiner Brust gewachsen, und ihm schien, sein Herz sei geschwollen und schmerze wie ein Geschwür. Er lauschte diesem unentrichtbaren, unbezähmbaren Schmerz, bemerkte, daß dieser mit jeder Stunde wuchs und heftiger wurde, und da er nicht wußte, wie er dagegen aufkommen könne, wartete er stumpf, womit das enden würde.

Jetzt jagte der Traber des Vaten an ihm vorüber. Zoma sah im Wagen die kleine Gestalt Jakow Majakins, doch auch dieser Anblick erregte in ihm nichts. Ein Laternenanzünder lief an Zoma vorbei, überholte ihn, lehnte seine Leiter an die Laterne und stieg hinauf. Doch die Leiter fuhr unter seiner Last plötzlich auseinander, und er umfaßte den Laternenpfahl und schimpfte laut. Ein vorübergehendes Mädchen stieß Zoma mit einem Bündel in die Seite und sagte:

„Ach, verzeihen Sie!“

Er sah sie an und erwiderte nichts. Dann fiel Reif vom Himmel. — Keine, kaum sichtbare, feuchte Tropfen verschleierten die Laternenflammen und die Ladenfenster mit einem grauen Nebel. Dieser Nebel benahm den Atem.

„Sollte ich nicht bei Jeshow übernachten? Und mit ihm trinken?“ dachte Zoma und ging zu Jeshow, ohne auch nur den geringsten Wunsch zu haben, den Feuilletonschreiber zu sehen oder mit ihm zu trinken.

(Fortsetzung folgt.)

## In der Schenke von Howli.\*)

Von Rudyard Kipling. Deutsch von Erich Petersson.

Als Vate, wenn das Herz des Gebieters zu so großer Gnade bereit sein will. Und um sechs Rupien. Ja, Sahib, denn ich habe drei kleine, kleine Kinder, deren Magen immer hungrig sind, und mehr als vierzig Pfund Korn bekommt man jetzt nicht für eine Rupie. Ich will einen so tüchtigen Voten abgeben, daß Ihr alle Tage mit mir zufrieden sein sollt und mir am Ende des Jahres noch einen Turban dazu schenkt. Ich kenne alle Wege der Station und viele andre Dinge. Oho, Sahib! Ich bin ein Schlauer, Nehmt mich in Dienst. Ich war früher bei der Polizei. Ein schlechter Charakter? Sicher hat Dir ein Feind so etwas erzählt. Niemals war ich ein Taugenichts. Ich bin ein Mann mit reinem Herzen, und alle meine Worte sind wahr. Man wußte das, als ich bei der Polizei war. Sie sagten: „Khal Khan ist ein Mann von Wort, dem man glauben kann.“ Ich bin ein Pathan von Delhi, Sahib — alle Pathans von Delhi sind gute Menschen. Ihr seid in Delhi gewesen? Ja, es ist wahr, daß es dort viele Taugenichts unter den Pathans giebt. Wie weise ist der Sahib! Nichts ist seinen Augen verborgen, und er wird mich zu seinem Voten machen, und ich werde alle seine Briefe geheim und verschwiegen besorgen. Nein, Sahib, Gott ist mein Zeuge, daß ich nichts Böses im Sinn hatte. Ich habe lange gewünscht, einem richtigen Sahib zu dienen — einem tüchtigen Sahib. Viele junge Sahibs sind wie losgelassene Teufel. Bei diesen Sahibs möchte ich nicht Dienst nehmen — wenn auch alle die Magen meiner kleinen Kinder nach Brot schreien.

Warum ich nicht mehr bei der Polizei bin? Ich will die Wahrheit sprechen. Ein Unglück traf die Schenke. — Nam Bafsh, den Sergeanten, und Maula Bafsh und Juggut Nam und Whim Singh und Suruj Bal. Nam Bafsh ist jetzt für eine Weile eingesperrt, und ebenso Maula Bafsh.

Es war in der Schenke von Howli, an dem Wege, der nach Gokral-Seetarum führt. Dort giebt es viele Räuber. Wir waren alle tüchtige Männer. Deshalb schickte man uns nach jener Schenke, die acht Meilen von der nächsten Schenke entfernt war. Jeden Tag und jede Nacht pöhten wir auf Räuber auf. Warum laßt der Sahib? Nun, ich will ein Bekennnis machen. Die Räuber waren zu schlau, und als wir das sahen, strengten wir uns nicht weiter an. Es war in der heißen Jahreszeit. Was kann ein Mann in den heißen Tagen thun? Ist der Sahib, der doch so stark ist, ist selbst er zu solcher Zeit rüftig? Wir trafen eine Abmachung mit den Räubern um des Friedens willen. Das war das Werk des Sergeanten, der fett war. So, ho! Sahib, er wird jetzt dünn werden im Gefängnis beim Teppichknüpfen. Der Sergeant sagte: „Macht uns keine Beschwerden, und wir werden Euch keine Beschwerden machen. Wenn die Ernte vorüber ist, schickt uns einen Mann, den wir vor den Richter führen können, einen Mann, der nicht viel weg hat, und dessen Prozeß dann nachher wieder niedergeschlagen wird. So werden wir unsere Reputation wahren.“ Mit diesen Worten waren die Räuber zufrieden, und wir hatten keine Mißsal in der Schenke. Wir konnten den ganzen Tag lang auf unsren Bettstellen sitzen und in Frieden unsere Melonen essen. Süß wie Zuckerröhre sind die Melonen von Howli.

Nun war in jenem Distrikt ein Verwalter, ein Unter-Sahib, Namens Jumlum Sahib. Ach, er war streng, — streng, wie der Sahib ist, der mir ohne Zweifel den Schatten seines Schutzes gewähren wird. Viele Augen hatte Jumlum Sahib, und schnell kam er in seinem Distrikt herum. Man nannte ihn den Tiger von Gokral-Seetarum, weil er ganz still herantam und sich sein Opfer holte, und dann, nach vor Sonnenuntergang, schon wieder dreißig Meilen weiter den Teufelsdars Scherereien machte. Niemand wußte, wann Jumlum Sahib kam oder ging. Er hatte nur ein Pferd, und wenn er müde war, ritt er auf einem Teufelswagen. Ich weiß nicht, wie das Ding hieß, aber der Sahib sah wütten zwischen zwei silbernen Rädern, die gar kein bißchen knarren, und trieb sie mit seinen Beinen und sah stolz aus wie ein Pferd, das mit Bohnen gefressen wurde. So —! Der Schatten eines Falles auf den Feldern hätte nicht weniger Geräusch machen können, als der Teufelswagen von Jumlum Sahib. Er war hier, er war dort, er war wieder weg; und der Bericht würde gemacht, und dann war der Spektakel da. Fragt den Teufelsdars von Robestri, Sahib, wie die Geschichte mit den gestohlenen Hühnern herankam.

Nun geschah es eines Nachts, als wir von der Schenke nach unsrer Gewohnheit auf unsren Bettstellen schliefen, nachdem wir unsre Abendmahlzeit gegessen und Tabak getrunken hatten. Als wir am Morgen erwachten, stieß da, — da war von unsren sechs Flinten keine einzige mehr da. Und auch das dicke Polizeibuch war fort, das von dem Sergeanten geführt wurde. Als wir diese Dinge sahen, bekamen wir einen großen Schreck, denn wir dachten uns, daß die Räuber ehrvergessen, in der Nacht gekommen wären und uns diese Schande angethan hätten. Da sagte Nam Bafsh, der Sergeant: „Halbet den Mund! Die Sache ist eine helle Sache, aber es kann vielleicht noch gut werden. Laßt uns den Fall vollständig machen. Bringt eine

\*) Wir entnehmen diese Skizze dem bei Vita, Deutsches Verlags-Haus, Berlin N.W. 23, erschienenen neuesten Band „Heitere Geschichten“ der Kipling-Bibliothek. Preis pro Band 1 M.

Ziege und meinen Säbel! Seht ihr noch nicht, worauf ich hinaus will, ihr Dummköpfe? Ein Pferd braucht einen Fußtritt, aber für einen Mann muß ein Wort genug sein."

Wir von der Schenke begriffen schnell, was der Sergeant in Sinne hatte, und da wir große Furcht hatten, unsren Dienst zu verlieren, brachten wir schnell die Ziege in den inneren Raum und packten auf die Worte des Sergeanten auf. "Zwanzig Räuber kamen," sprach der Sergeant, und wir packten gut auf und wiederholten seine Worte nach unsrer Gewohnheit. "Es gab ein großes Gefecht," sagte der Sergeant, "und kein Mann von uns blieb unverletzt. Die Fensterlängen wurden zerbrochen. Suruj Dul, mach' Dich einmal daran; und Ihr Männer, beehlt Euch mit Eurer Arbeit, denn ein Vete muß schnell mit den Nachrichten zu dem Tiger von Gokral-Seetarin." So lehnte sich dem Suruj Dul mit der Schulter gegen die Fensterlängen und zerbrach sie, und ich prügelte des Sergeanten Stute mit einer Peitsche und ließ sie auf den Melonenbeeten herumtrampeln, bis sie ganz mit Hufspuren bedeckt waren.

Als ich hiermit fertig war, ging ich zur Schenke zurück. Die Ziege wurde totgeschlagen, und die Wände wurden hier und da mit Feuer geschwärzt, und jeder Mann tauchte seine Kleider ein wenig in das Blut der Ziege. Der Sahib muß wissen, daß eine Wunde, die sich ein Mann selbst an seinem Leib beibringt, von den Wunden, die in solchen Sachen bewandert sind, leicht von einer Wunde unterschieden werden kann, die ihm ein anderer Mann geschlagen hat. Deshalb nahm der Sergeant seinen Säbel und schlug dem einen von uns leicht in das Fleisch des Vorderarms, dem andern ausß Wein und dem dritten auf den Handrücken. So machte er es mit uns allen, bis das Blut kam; und Suruj Dul, der noch eifriger war als die andern, raufte sich noch eine Menge Haare aus. O Sahib, niemals wurde eine Sache so fein eingefädelt. Ja, selbst ich hätte schwören mögen, daß es der Schenke so ergangen war, wie wir erzählten. Da waren Rauch und zerbrochene Sachen und Blut und zertrampelte Erde.

"Reite nun, Maula Baksh," sagte der Sergeant, "nach dem Hause des Unter-Sahibs und bringe ihm die Nachricht von der Räuberei. Und Du, o Afzal Khan, reite auch dorthin, und setz zu, daß Ihr gehörig voll Schweiß und Staub seid, wenn ihr ankommt. Das Blut wird dann schon auf Euren Kleidern trocken sein. Ich will hier bleiben und dem Ober-Sahib einen ausführlichen Bericht schicken, und wir wollen auch noch — damit Ihr es wißt — ein paar von den Dorfbewohnern fangen, damit alles fertig ist, bis der Ober-Sahib kommt.

So ritt Maula Baksh also, und ich raunte nebenher und hielt mich am Steigbügel fest, und in sehr äbler Verfassung kamen wir beide vor den Tiger von Gokral-Seetarin in Kofestri.

Unsre Erzählung war lang und ausführlich, Sahib, denn wir nannten selbst die Namen der Räuber und erzählten vom Ausgang des Kampfes und hielten ihn, hinzukommen. Aber der Tiger sagte gar nichts und grinste nur, nach der Art der Sahibs, wenn sie eine Bosheit in ihrem Herzen verborgen haben. "Verschwört ihr den Bericht?" fragte er, und wir sagten: "Deine Diener schwören. Das Blut vom Kampfe ist eben erst auf uns getrodnet. Sieh selbst zu, ob es das Blut der Diener des Gebieters ist oder nicht." Aber er rief nicht nach seinem Pferde oder dem Teufelswagen und scharte nur mit dem Fuße auf der Erde, wie es seine Gewohnheit war. Er sagte: "Bleibt hier und eßt ein Stück Brot, denn Ihr seid müde. Ich will warten, bis der Ober-Sahib kommt."

Nur ist es befohlen, daß der Sergeant der Schenke von allen Räubereien sofort einen ausführlichen Bericht an den Ober-Sahib senden soll. Gegen Mittag kam er an, ein fetter und alter Mann, und obendrein noch sehr herrisch, aber wir von der Schenke fürchteten uns nicht vor seinem Jorn. Wir hatten mehr Angst vor dem Schweigen des Tigers von Gokral-Seetarin.

Mit ihm kam auch Ram Baksh, der Sergeant und die anderen, und sie bewachten zehn Männer aus dem Dorfe Howli, alles Leute, die übel gesinnt waren gegen die Polizei der Regierung.

Als Gefangene kamen sie, die Eisen an den Händen und um Gnade schreiend — Jman Wakh, der Landmann, der dem Sergeanten sein Weib verweigert hatte, und andre, alles schlecht geartete Pumpen, gegen die wir von der Schenke schon lange Groll hegten. Es war wohl gethan, und der Sergeant war stolz. Aber der Ober-Sahib war zornig gegen den Unter-Sahib, weil dieser nicht eifrig genug gewesen war, und sagte: "Dam-Dam" nach der Weise des Volkes der Engländer. Aber den Sergeanten lobte und pries er. Juntum Sahib lag still in seinem langen Stuhl. "Haben die Leute geschworen?" fragte Juntum Sahib. "Gewiß — und die Nebelhäter gefangen", sagte der Ober-Sahib. "Es werden noch mehr in Ihrem Bezirk sein. Nehmen Sie Ihr Pferd, reiten Sie und machen Sie sich auf im Namen der Regierung!"

"Sicher werden noch mehr Nebelhäter da sein," sagte Juntum Sahib, "aber ein Pferd brauchen wir dazu nicht. Kommt alle mit mir!"

Ich sah, wie an den Säulen Ram Baksh die Ader hervortraten. Weiß der Gebieter, wie es ist, wenn es einem kalt über den Rücken läuft? Ich sah auch das Gesicht des Tigers von Gokral-Seetarin, das schlimme Grinsen war darauf, und ich stand ganz im Hintergrunde, dessen gewärtig, was kommen würde. Es war gut, Sahib, daß ich das that. Juntum Sahib machte die Thür zu seiner Wadestube auf

und grinste von neuem. Da drinnen lagen die sechs Flinten und das dicke Polizeibuch der Schenke von Howli. Er war bei Nacht in seinem Teufelswagen gekommen, der ohne Geräusch ist wie ein Gespenst, hatte sich unter uns, die wir schliefen, geschlichen und die Flinten und das Buch fortgenommen. Zweimal war er nach der Schenke gekommen und hatte jedesmal drei Flinten genommen. Des Sergeanten Leber wurde zu Wasser, und er fiel in den Schmutz vor Juntum Sahibs Stiefeln und zappelte und schrie: "Habe Gnade!"

Und ich? Sahib, ich bin ein Pathan von Delhi und ein junger Mann mit kleinen Kindern. Des Sergeanten Stute stand auf dem Hofe. Ich ramte hin und ritt los; der schwarze Joru des Sirdars war hinter mir, und ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte. Bis sie niederfiel und kreppte, ritt ich die rote Stute, und — bei der Gnade Gottes, der ohne Zweifel auf der Seite aller rechtlichen Leute ist — ich entkam. Aber der Sergeant und die übrigen sitzen nun im Gefängnis.

Ich bin ein Laugenichs? Wie es dem Gebieter beliebt. Gott wird den Gebieter zum Lord machen und ihm eine reiche Mensahib zum Weibe geben, so schön wie eine Peri, und viele starke Söhne, wenn er mich zu seinem Bedienten macht. Die Gnade des Himmels sei über dem Sahib! Ja, ich will nur nach dem Bazar gehen und meine Kinder nach diesem Hause bringen, das so herrlich wie ein Palast ist, und dann ist der Gebieter mein Vater und meine Mutter, und ich, Afzal Khan, bin sein Sklave.

Ohe, Sirdar — ji! Nun gehöre ich auch zum Haushalt des Sahib. —

## Kleines Feuilleton.

er. Die Sippe. Es war gesagt worden, daß man nach der Beerdigung im Eisenbahnhotel Kaffee trinken würde, und so ging die ganze Gesellschaft dahin. Das große Herrenzimmer war reserviert. Der Kaffee duftete recht verlockend und der Kuchen sah sehr appetitlich aus. Alles so gemütlich wie möglich; es wollte aber doch keine Stimmung aufkommen. Es waren viele Auswärtige da, Verwandte aus Schlesien und aus Sachsen, Menschen, die sich kaum dem Namen nach kannten.

Das gab der ganzen Gesellschaft etwas frostiges. Man saß und stand in Gruppen, zu zweien und zu dreien, nur die "hiefigen Lettern und Vasen" waren zahlreicher vertreten.

Es war im allgemeinen eine recht gemischte Gesellschaft: Kleine Leute und große, oder doch solche, die sich für groß hielten. Der Zahlmeister aus Jüterburg war offenbar der Vornehmste. Er hatte Allüren wie ein Lieutenant und hielt zu einer eleganten Dame in Krepp mit einem Madonnensteitel, irgend eine weit entfernte Tante aus Berlin. Sie kannten sich "von vor zehn Jahren her". Da hatten sie auf einer Hochzeit zusammen getanzt, nun tauschten sie beim Leichenschmaus alte Erinnerungen aus und musterten die Anwesenden. Der Zahlmeister strich seinen Habbart: "Sagen Sie mal, verehrte Cousine, wer sind eigentlich alle diese Leute?"

"Weiß ich's? Verwandte!"  
"Hoffentlich so entfernt wie möglich."  
"Die Entfernten erben ja auch mit."

"Als ob ich es da rum gesagt hätte!" Er that beleidigt.  
"Nein, ich weiß schon. Aber die Verwandtschaft!"

Die Madonnenhafte lächelte molant. "Schuster, Schneider und Handschuhmacher! Es ist ja unglücklich, was zu uns gehört. Und gekommen sind sie bloß wegen der Erbschaft."

"Wenn's nur überhaupt 'ne Erbschaft giebt."  
"Ra erlauben Sie mal Wetter, wo soll denn das Geld sein? Und all' das alte Familiensilber?"

"Was ist mit dem Familiensilber?" fragte eine junge Frau.  
"Ach, da ist Thereschen", lächelte die Madonnenhafte und reichte ihr die Hand. "Cousine Thereschen aus Dresden. Wetter, vor zehn Jahren war sie aber noch viel jünger!"

"Wird sie wohl!" sagte der Zahlmeister.  
"Ich wollte sagen noch ein Stund", verbesserte sich die Madonnenhafte.

"Was ist mit dem Familiensilber?" wiederholte Cousine Thereschen, — die Frage interessierte sie augenblicklich offenbar mehr, als alle alten Erinnerungen.

"Wir reden von Tante Hetty's altem Silber", erklärte die Berliner Tante, "es war sehr viel und sehr wertvoll."  
"Es muß auch ein Diamantenschmuck da sein", sagte Cousine Thereschen und ihre Augen funkelten.

"Gar nichts soll da sein", knurrte der Zahlmeister, "in den Schränken sollen Plündern hängen und in der Kommode liegen lauter zerrissene Strümpfe."

Aber zwei Strümpfe waren vollgestopft mit lauter alten Goldbulaten. Und die beiden Strümpfe hat Dunkel-Töpple genommen.

"Wissen Sie das genau?" fragte der Zahlmeister; seine Stimme klang bemähe heißer.

"Ich hab' es vorhin am Grabe erzählen hören", flüsterte Thereschen. "Ich konnte aber nicht genau verstehen. Der Prediger sprach gerade den Segen und er sprach ja so laut."

"Er schrie ganz unverschäm", befiätigte die Madonnenhafte. "Aber Dunkel-Töpple . . . sieh mal einer an. Ich habe zu Emma schon vorhin gesagt, man wird ihm auf die Finger sehen müssen; er

schafft beiseite. Tante Hetty's großer Perserteppich ist auch nicht mehr da, aber seine Frau hat ihn in der guten Stube."

"Sie sagt ja, Tante Hetty hätte ihn ihr geschenkt, weil sie sich immer so um sie getümmelt hat," meinte Thereschen.

"Tante Hetty und was verschicken! Alte Geizpelle, die sie war!"

Der Zahlmeister brummte: „Noch nicht mal hundert Mark hat sie verborgt!“

„Ich habe sie niemals anborgen wollen!“ Thereschen's Stimme klang etwas anzüglich.

„Na, ich auch nicht.“ Der Zahlmeister wurde beinahe grob. „Nebrigens, Emma, ist die auch hier, das ist doch die Kalkulatorsfrau aus Leipzig?“

„Ja, sie sitzt da drüben,“ Thereschen zeigte nach dem andren Fenster, „und wir haben schon was erlebt mit ihr, das war zum Tölpeln. Sie hat nämlich ihrem Mann so vorgepratscht von den Töpple's, das wär' solch eine feine Familie und 'n ganz altes Patrizierhaus und Onkel Töpple wäre auch 'n Patrizier, und so hat sie sich groß gethan, und nun redet Onkel Töpple id und deit und wat — und seine Frau war 'ne Brauertochter. Onkel Töpple als Patrizier!“

„Strizier wäre jedenfalls richtiger,“ sagte der Zahlmeister, „das Striezen hat er offenbar raus.“

„Ich lasse ihm einen Eid zuschieben über das, was da war,“ sagte Thereschen böse; „er soll nicht denken, daß er uns dumm machen kann.“

„Patrizier sind wir Töpples aber doch,“ sagte die Madonnenhaste mit einem Mir. Sie fühlte sich als Tochter ihres Hauses gegenüber den beiden andren, die nämlich nur angeheiratet waren. Sie erzählte: „Wir haben auch einen Stammbaum, er reicht bis unter Ludwig den Römern, und es sind drei erste Ratsherren darunter.“

„Na ja, Stammbaum.“ Thereschen lächelte mitteilidig-gütig. „Natürlich sind wir 'ne feine Familie, aber glauben Sie nicht, daß man Onkel Töpple einen Eid zuwieben kann?“

„Sichern müßte man sich auf alle Fälle,“ nickte der Zahlmeister.

„Ich spreche morgen mit einem Rechtsanwält,“ pflichtete ihm die Madonnenhaste bei.

„Wir könnten ja alle denselben nehmen,“ schlug Thereschen vor.

„Tante Töpple sagt, die Brillanten wären Simili, das ist aber nicht wahr, und sie hat sie wahrscheinlich rausgebroschen und die echten für sich behalten.“

„Wenn man es ihr beweisen könnte, geht es ihr schlimm,“ sagte der Zahlmeister. „Das wäre Unterdrückung, darauf steht Gefängnis.“

„Neberhaupt — die hiesige Verwandtschaft!“ die Madonnenhaste dämpfte ihre Stimme: „Sagen Sie bloß, wer ist denn das Alles? Gehören die wirklich alle zur Familie? Wer sind denn da drüben die zwei alten Tanten?“

„Zwei alte Tanten,“ sagte der Zahlmeister. „Großconsinen im zehnten Grade.“

„Die können doch nicht etwa auch miterben wollen? Hier kommen wohl selbst die toten Urgroßmütter und wollen erben.“

„Ich lasse die Verwandtschaft von jedem nachprüfen,“ sagte Thereschen entschlossen. „Ich sage es meinem Rechtsanwält, er muß zuerst alles versiegeln lassen und das Gericht kann es ordnen.“

„Wir können ja Emma fragen, wie sie mit uns verwandt sind,“ meinte die Madonnenhaste, „jezt kommt Emma gerade.“

Die Kalkulatorsfrau aus Leipzig kam allerdings, sie wartete aber gar keine Frage ab, sondern sagte in Tone höchster Entrüstung: „Nämlich Ihr Euch so etwas denken, Kinder, Onkel Töpple erzählt es eben, es sollte erst nach der Beeridigung bekannt werden, Tante Hetty hat doch ein Testament gemacht.“

„Was hat . . .?“ fuhr der Zahlmeister auf.

„Ein Testament hat sie gemacht,“ leuchtete die Kalkulatorsfrau.

„Tante Töpple kriegt dreißigtausend Mark, weil sie die Einzige ist, die sie gepflegt hat, und das Andre fällt alles an 'ne milde Stiftung.“

„Solch eine Gemeinheit!“

Die drei Andren saßen sprachlos. Dann schrie Thereschen: „Und dazu macht man erst noch die weite Reise zum Begräbnis, und dann lassen sie einen erst noch herkommen, aber so sind die Verwandten, nicht 's Schwarze untern Nagel können sie einen. Da kann man wieder mal sehen, wie die lieben Verwandten sind!“

**k. Kostbare Strümpfe.** In Paris herrscht gegenwärtig eine Manie für Strümpfe mit Handmalerei. Für manche werden 1000 M. fürs Paar gezahlt, ein ziemlich hoher Preis, da sie nur zwei- oder dreimal getragen werden. Ein Dame, die in der Welt der Singpielhallen bekannt ist, besitzt ein Paar Strümpfe, auf denen zwei Porträts von ihr nach dem Leben, das eine in Nähnens, das andre in Strayentpölette, gemalt sind. Eine andre Diva der Varietés besitzt für 800 M. ein Paar Strümpfe mit dem Bildnis eines Verehrers. Dazu gehören Strümpfbänder in Form von Schlangen aus biegsamem Gold mit Smaragden, Opalen und andren Edelsteinen. Diese Strümpfbänder sollen gegen 40 000 M. gekostet haben. Von sehr reichen Damen wird auch häufig Spitze zu Strümpfen gebraucht, und der Wert der Alençonspitzen wird noch durch Edelsteine erhöht. Die Tänzerin Otéro besitzt ein Paar schwarze Spigenstrümpfe mit ihrem Namenszug in Diamanten und Rubinen und einer kostbaren schwarzen Perle als Punkt. Bei einem

vor einiger Zeit in London gegebenen Kostümball erschien eine Dame Namens Lemmi als Verkörperung des „Geldes“. Ihr Kleid und ihr Kopfschmuck war mit nachgemachten Münzen aller Völker geschmückt, und ihre Beine steckten von den Knien abwärts in dicht anschließenden Hüllen aus italienischem Papiergeld im Werte von mehreren tausend Mark. Ein Liverpöoler schenkte vor kurzem seiner Nichte zur Hochzeit ein paar seidene Strümpfe, in deren Kniee je eine englische Banknote von 100 Pfd. Sterl. (2000 Mark) eingearbeitet war. Am eccentrichesten und kostspieligsten ist vielleicht die Idee einer Amerikanerin Mrs. Barter, die durchbrochen gearbeitete Hüllen aus Gold- und Silberdraht, an dem Gold- und Silberglöckchen hängen, besitzt. Diese Hüllen trägt sie auf dem bloßen Fuß, der so gefärbt wird, daß er mit der glitzernden und tönenden Hülle harmoniert. —

**Aus dem Tierleben.**

— Eine Vogel-Schlafstätte. Der „Frankfurter Zeitung“ wird aus Barmen untern 16. März geschrieben: Eine großartige Vogel-Schlafstätte, wie es deren in Deutschland nur eine beschränkte Anzahl giebt, befindet sich in unmittelbarer Nähe von Barmen. Sie besteht in einer etwa 50 Hektar großen dreißig Jahre alten Tannenpflanzung, welche der Vogelwelt Schutz gegen Kälte und Raubvögel bietet. Abends versammeln sich hier seit einer Woche Tausende von Staren aus dem nördlichen Rheinland und dem westlichen Westfalen, um ihr Nachtquartier aufzuschlagen. In Scharen von 10, 20, ja 100 und noch mehr kommen sie beim Einlen des Tagesgestirns herbei und vereinigen sich zu einem großen Ball, der sich hin- und herwiegt, bald hoch in die Luft steigt, sich hier teilt, dann fällt und sich schließlich wieder zu einer schwarzen Masse vereinigt. Wenn alle zusammen sind, dann fällt wie mit einem Schlage die ganze zwitschernde und schwirrende Schar in die Tannen. Das Rauschen hört auf und nur noch einige Panker lassen sich hören. Die Vögel stecken die Köpfe unter die Flügel und träumen. Mit dem ersten Sonnenstrahl erwacht das ganze Starenheer, fliegt mit lautem Gezwickel auf, macht mehrere gemeinsame Touren über dem verlassenem Quartier und fliegt dann in einzelnen Partien der Heimat zu. —

**Humoristisches.**

— Variante. Schauspieldirektor: „Mimik, Herr Brilller, viel mehr Mimik! Was nützen mir Ihre Augen, wenn sie nicht gerollt sind?“

— Trost. Sonntagsjäger hinter einem Hasen herrufend, den er gefehlt hat: „Bart, Kerl! Dich krieg' ich schon noch — in der Wildprethandlung!“

— Gefühlvoll. „Was ist denn das für ein Lied, was Du da so fürchterlich brüllst?“

„Na, hörst Du denn nicht, Mama: „Ueber allen Wipfeln ist Ruh!“ —

(„Lustige Blätter.“)

**Notizen.**

— „Die Leichenmarie“ nennt Heinz Tobote sein neuestes Buch, das in den nächsten Tagen bei F. Fontane u. Co. (Berlin) erscheinen wird. —

— Dem alemannischen Dichter Johann Peter Hebel soll in Freiburg i. B. ein Denkmal errichtet werden. —

— Richard Vogl' Drama „Schuldig“ geht am Sonntag-nachmittag im Belle-Alliance-Theater in Scene. —

— Das Gastspiel des Deutschen Theaters in Wien findet Mitte Mai im Karl-Theater statt. —

— Pastorenaustausch. Georg Engels neues Stück „Ueber den Wassern“ ist vom Nationaltheater in Christiania zur Aufführung angenommen worden. —

— Meyerbeers Oper „Robert der Teufel“ gelangt im April neu einstudiert im Opernhause zur Aufführung. Ernst Strass wird den Robert singen. —

— In Pensionsfonds-Konzert des Berliner Tonkünstler-Orchesters, das am 24. März unter Leitung von Richard Strauß bei Kroll stattfindet, kommen zur Aufführung: Symphonie Nr. 1 C-moll von Anton Brüdner, „Don Juan“ von Richard Strauß, Ouverture „Zill Entenspiegel“ von Reznized. Der Solist des Abends Herr Billy Burnester spielt das 7. Violin-Konzert von L. Spöhr und die „Giacoma“ von J. S. Bach. —

— Nach Tarif. In Baden wird nächstens ein Regierungs-jubiläum begangen. In Hinblick darauf macht eine Verlags-Buchhandlung folgende Offerten: 1. eine kurze, gemeinverständliche, wirkungsvolle Rede = fünf Mark; 2. eine „historisch und mit begeisternder Charakteristik des Fürsten gefärbte“ Rede = acht Mark; 3. eine „formvollendete Rede für große Festveranstaltungen“ = fünfzehn Mark. —